



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2013

---

## **Schafft den Leistungslohn ab!**

Osterloh, Margit ; Frey, Bruno S

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich  
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-90928>  
Newspaper Article  
Published Version

Originally published at:  
Osterloh, Margit; Frey, Bruno S. Schafft den Leistungslohn ab! In: Tagesanzeiger, 2013, 9.

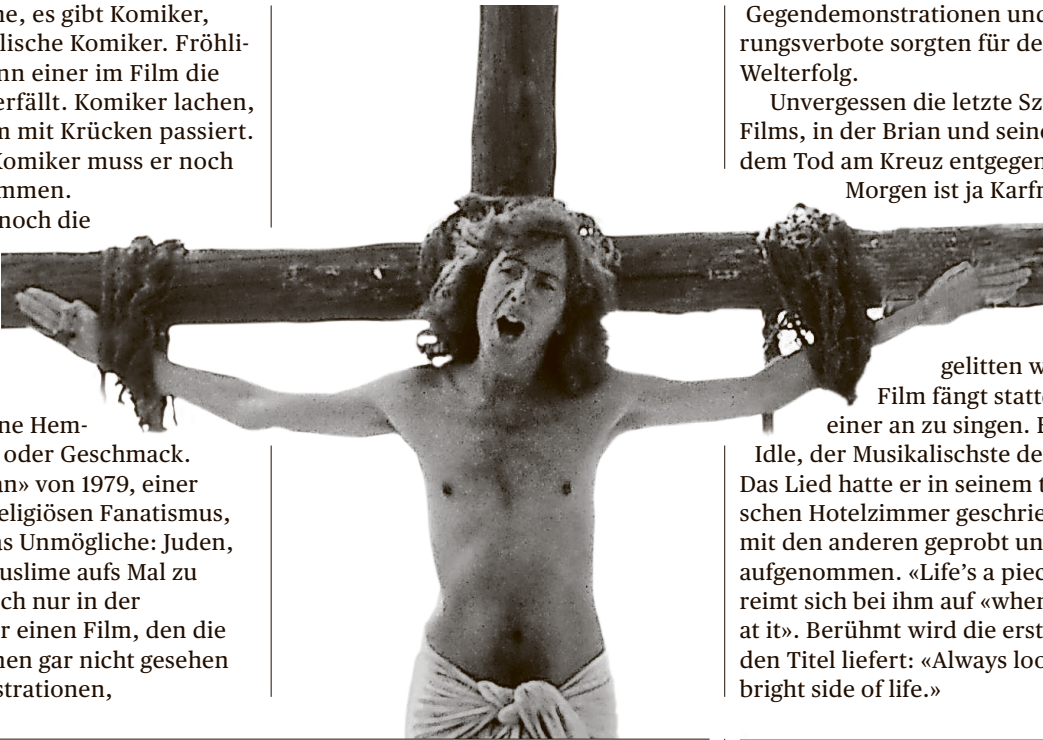
# Analyse

**Eric Idle** Dem Komiker von Monty Python fiel sogar zur Kreuzigung ein komisches Lied ein. *Von Jean-Martin Büttner*

## Sterben werden wir sowieso, also lasst uns singen

Es gibt Fröhliche, es gibt Komiker, und es gibt englische Komiker. Fröhliche lachen, wenn einer im Film die Treppe herunterfällt. Komiker lachen, wenn das einem mit Krücken passiert. Für englische Komiker muss er noch unters Auto kommen.

Und da sind noch die zumeist englischen Komiker von Monty Python's Flying Circus: sechs Akademiker ohne Hemmung, Anstand oder Geschmack. Mit «Life of Brian» von 1979, einer Satire auf den religiösen Fanatismus, gelang ihnen das Unmögliche: Juden, Christen und Muslime aufs Mal zu einen. Wenn auch nur in der Empörung über einen Film, den die meisten von ihnen gar nicht gesehen hatten. Demonstrationen,



Gegendemonstrationen und Aufführungsverbote sorgten für den Welterfolg.

Unvergessen die letzte Szene des Films, in der Brian und seine Freunde dem Tod am Kreuz entgegenhängen. Morgen ist ja Karfreitag, da wird der Kreuzigung wieder nachgelitten werden. Im Film fängt stattdessen einer an zu singen. Es ist Eric Idle, der Musikalischste der Pythons. Das Lied hatte er in seinem tunesischen Hotelzimmer geschrieben, dann mit den anderen geprobt und aufgenommen. «Life's a piece of shit» reimt sich bei ihm auf «when you look at it». Berühmt wird die erste Zeile, die den Titel liefert: «Always look on the bright side of life.»

Immer an das Schöne im Leben denken: Das passt zu Idles Lieblingsfigur, die er «Mister Cheeky» genannt hat. Der ist ein wahnhafter Optimist, der sich um Kopf und Kragen redet. Der kein Soldat mehr sein möchte, weil er realisiert, dass man sich dabei verletzen könnte. Der sehr verständnisvoll auf einen Gangleader reagiert, der ihm den Kopf auf den Boden nagelt. Und der das Ende des Zweiten Weltkrieges mit dem Satz kommentiert: «1945 brach der Friede aus.»

Idle führt seine Begabungen auf die Schulzeit zurück. Seine einzige Waffe gegen Schläge sei der Humor gewesen, sein Mittel gegen die Langeweile die Hausaufgaben. Der Arbeitersohn brachte es dank Bestnoten nach Cambridge, wo er englische Literatur studierte, die Frau als solche entdeckte und dann die späteren Pythonianer John Cleese und Graham Chapman. Als Musiker bescherte Idle der Gruppe

Evergreens wie «Sit on My Face» oder den «Philosopher's Drinking Song». Später inspirierte es ihn zu «All You Need Is Cash», seiner vollendeten Beatles-Parodie. Dem eigenen Cashflow zuliebe ging er auf Lesereise durch die USA und nannte sie «Die gierige Bastarde-Tournee». Und als alle dachten, die Pythons würden nichts mehr hergeben, schrieb er das Musical «Spamalot». Es läuft seit acht Jahren fast ohne Unterlass.

Trotz seiner Bücher, Filme und Platten wird Eric Idle weiter mit dem Lied identifiziert, von dem die meisten nur den Titel kennen. «Always Look on the Bright Side of Life» gehört zu den meistgewünschten Liedern bei Begräbnissen. Gelegentlich singen es Fussballfans nach der Niederlage. Idle rezyklierte es bei der Abschlussfeier der Olympischen Spiele.

Morgen ist Karfreitag, und Eric Idle wird siebzig Jahre alt. Lasst uns singen.

**Energie** Gegen den Trend: Grossbritannien will der Atomkraft treu bleiben. *Von Peter Nonnenmacher*

## Der ersten nuklearen Ära folgt die zweite

Auch im Vereinigten Königreich neigt sich eine nukleare Ära ihrem Ende zu. Bis auf eins - Sizewell B - sollen in den nächsten zehn Jahren sämtliche britischen Atomkraftwerke wegen Altersschwäche abgeschaltet werden. Bevor jedoch die letzten der alten Atommeiler vom Netz gehen, hofft man bereits, die ersten neuen in Betrieb zu haben. Ein ganzes Dutzend ist für die Zeit nach 2020 vorgesehen. Die Briten wollen dafür sorgen, dass die Atomstrom-Produktion auf der Insel nicht abreisst.

Was kontinentale Völker mit ihren Kraftwerken anstellen, kümmert britische Politiker wenig. Dass man sich langfristig auch mit Sonne, Wind und Wellen behelfen könnte, mag ausser der winzigen Grünen Partei im Königreich so recht niemand glauben. Von Tschernobyl, von Fukushima will man nichts mehr hören. Stattdessen hat die Nation bereitwillig einen Slogan der Atomindustrie übernommen, demzufolge ohne Atomstrom demnächst «die Lichter ausgehen». Konservative, Liberaldemokraten und Labour singen in diesem Chor gleichermassen mit.

Kein Wort mehr davon, dass die Labour-Regierung vor zehn Jahren noch ganz auf Atomkraft verzichten wollte. Vergessen der grosse Sellafield-Brand, die Berichte von Leukämie-Hotspots und verseuchter Irischer See. Die britische Anti-Atomkraft-Bewegung ist zu einem kleinen, kraftlosen Haufen geschmolzen. Selbst Greenpeace UK argumentiert lieber gegen die Kosten der Atomkraft als gegen die Unfallgefahren. Und manch prominenter Umweltschützer verteidigt die Atomkraft als «saubere» Option im Kampf gegen die Erderwärmung.

**Mit privatem Kapital**

Wer anders denkt, muss sich belächeln lassen. Nur droben in Schottland wird es keine neuen Reaktoren geben. Dort hat sich ein Rest an Widerstand erhalten. England und Wales dagegen rüsten für ein neues Atomzeitalter. Mit der Baugenehmigung, die David Camerons Regierung jetzt für die Erstellung des 14-Milliarden-Pfund-Meilers Hinkley Point C in der Grafschaft Somerset erteilt hat, ist erstmals grünes Licht für eine neue Reaktoren-Generation gegeben worden.

Das Kraftwerk soll, wenn es einmal am Netz hängt, fünf Millionen Haushalte mit Strom versorgen und 7 Prozent der Elektrizität im König-

reich produzieren. Von seiner Produktionsstärke her würde es alle bisherigen Atomreaktoren im Lande in den Schatten stellen. 25 000 Jobs soll allein die Bauphase schaffen. Vor allem aber erhofft man sich vom Projekt den Anstoss zur Konstruktion weiterer Reaktoren. Hinkley C soll der Stein sein, der die Sache ins Rollen bringt.

Anders als früher hängt die neue Atom-Ära nicht mehr bloss von staatlicher Planung ab. Kommerzielle Betreiber müssen gewonnen, Investoren angelockt werden. Einer Koalitionsvereinbarung von 2010 zufolge sollen für den Steuerzahler keine Kosten anfallen. Der Staat soll - theoretisch - nur die Sicherheit der Anlagen überwachen. Bezahlen, bauen und betreiben soll die neuen Atomkraftwerke privates Kapital. Diesem stehen dann aber auch die Profite zu.

**Was kontinentale Völker mit ihren Kraftwerken anstellen, kümmert britische Politiker wenig.**

Die Sache hat sich allerdings als schwieriger erwiesen, als man ursprünglich dachte. Ganz ohne staatliche Unterstützung, erklären neuerdings die Energie-Unternehmen, gehe es am Ende leider nicht. Etliche Konzerne, darunter alle britischen, sind aus dem Kreis der Interessenten bereits ausgeschieden. Andere wie das französische EDF verlangen klare Garantien für das Atomgeschäft.

Zurzeit verhandeln die EDF-Leute, die Hinkley Point C bauen sollen, über eine indirekte Subvention aus London. Die britische Regierung soll ihnen den Preis für Hinkley-Atomstrom auf 30 oder 40 Jahre hin garantieren. Dieser Preis aber soll, damit es sich lohnt, fast doppelt so hoch liegen wie der gewöhnliche britische Strompreis: bei etwa 100 Pfund pro Megawatt-Stunde.

Um diesen Preis wird derzeit noch gerungen. Von einer Einigung hängt letztlich der Bau Hinkleys und weiterer neuer Reaktoren ab. Für EDF ist Hinkley C zum Prestigemodell im Showroom eines weltweiten Atomstrom-Wettbewerbs geworden. Für die Regierung Cameron aber zum Startpunkt für eine neue britische Atomkraft-Ära, die weit in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts reichen soll.

**Löhne** Die 1:12-Initiative ist kein taugliches Mittel gegen überrissene Bezüge. *Von Bruno S. Frey und Margrit Osterloh\**

## Schafft den Leistungslohn ab!

Roger Federer ist zweifellos einer der besten Tennisspieler der Welt. Er bezieht pro Jahr ein Einkommen von etwa 60 Millionen Franken. Der Golfspieler Tiger Woods bezieht sogar noch mehr. Der Fussballer Lionel Messi kommt immerhin auf rund 40 Millionen Franken. Im Showbusiness werden ähnlich hohe Einkünfte erzielt.

Gegen das exorbitante Einkommen von Federer gibt es kaum öffentlichen Protest, obwohl der Unterschied zu anderen Tennisspielern riesig ist. Die meisten professionellen Tennisspieler können kaum ihre Kosten decken.

Warum ärgern sich die Leute nicht über die enormen Einkommensunterschiede zwischen Tennisspielern oder zwischen dem Tennisstar und seinem Trainer und anderen Mitgliedern des Stabs? In der «Firma Federer» kommt das Verhältnis 1:12 wohl kaum zur Anwendung . . . Das würde ja bedeuten, dass zum Beispiel der Masseur 5 Millionen Franken erhalten würde. Offensichtlich anerkennen die Leute, dass Federer besser ist als die meisten anderen Tennisspieler auf der Welt und dass er sich sein Einkommen weitgehend selbst erarbeitet hat. Spielt er nicht mehr gut, merkt das jeder, und seine Werbeeinnahmen sinken. Federer trägt dieses Risiko allein.

Bei Sportlern und Entertainern werden riesige Einkommensunterschiede akzeptiert, weil das Verfahren, das zu den hohen Einkommen führt, als fair angesehen wird. Dieses Verfahren ist im Sport (weitgehend) für alle gleich, es ist transparent, nachvollziehbar, und jeder kann sich am Wettbewerb beteiligen. Vereinfacht gesagt: Wer sich über Federers Einkommen ärgert, kann ja versuchen, ebenso gut wie er zu spielen.

Das gleiche Argument gilt für selbstständige Unternehmer. Wenn Amancio Ortega und Rosalia Mera das Weltunternehmen Zara aufbauen, wenn Peter Spuhler erfolgreich Züge baut und sie in der Folge hohe Einkommen erzielen, dann muss man eventuellen Kritikern entgegenhalten: Macht es doch nach!

**Die Manipulation verhindern**

Bei den exorbitanten Löhnen der angestellten Spitzenmanager grosser Aktiengesellschaften sind die Verfahren, die zu diesen Löhnen führen, hingegen weder transparent noch nachvollziehbar, noch gibt es einen Wettbewerb, der prinzipiell für alle offen ist. Zwar müssen heute - spätestens seit der Annahme der Abzockerinitiative - die Bezüge offengelegt



Wer auf dem Managersessel sitzt, verdient viel - aufgrund unklarer Kriterien. Foto: Caro

werden. Aber im Dunkeln bleibt, nach welchen Kriterien sie zustande gekommen sind. Oft sieht es nach einer Selbstbedienung der Spitzenmanager aus. Das lässt sich bei Federer in keiner Weise sagen. Er kann nicht bei einer «Ziel- und Leistungsvereinbarung» leicht erreichbare Ziele festlegen, die anschliessend einen Bonus auslösen, selbst wenn er das Spiel verliert.

Welche Verfahren führen zu fairen Ergebnissen bei der Lohnfestsetzung? Wir plädieren für fixe Pauschallöhne, die nicht an die Erreichung eines im Voraus vereinbarten Zieles geknüpft sind. Diese Löhne können jährlich angepasst werden und um eine eventuelle Gewinnbeteiligung an alle Arbeitnehmenden ergänzt werden.

Fixe Pauschallöhne lassen sich weit weniger als variable Löhne - sogenannte Leistungslöhne - durch die Bezüger manipulieren. Spitzenmanager können die zu erreichenden Ziele weitgehend selbst definieren und können so bei variablen Löhnen spektakulär hohe Einkommen erzielen. Das Topmanagement hat einen Informationsvorsprung gegenüber Verwaltungsrat und Aktionären und weiss darum besser, welche Ziele leicht erreichbar sind und welche nicht.

Fixe Pauschallöhne sind immer dann vorteilhaft, wenn potenziell ein Informationsvorsprung ausgenützt werden kann. Dies gilt auch für Ärzte. Mediziner sollten nicht nach der Zahl der durchgeführten Operationen entlöhnt werden. Sonst besteht das Risiko, dass unnötige Operationen durchgeführt werden.

Die für die Lohnexplosion verantwortlichen variablen Boni sollten aufgegeben werden. Veranlasst wird dies am besten von den Aktionären der Grossunternehmen selbst. Wenn diese dazu nicht bereit sind, sollte der Staat mit einer deftigen Steuer auf diese Boni einschreiten.

Die 1:12-Initiative bekämpft nicht die Ursachen der Lohnexplosionen, also die unfairen Verfahren, sondern die Symptome - und dies dazu unwirksam: Wer die 1:12-Relation umgehen will, kann eine Firma für die Niedrigverdiener gründen und diese outsourcen. Wer mit der 1:12-Idee auf Roger Federer zielt, riskiert, dass er auswandert und seine Steuern verloren gehen.

*\*Die Autoren sind Ökonomieprofessoren an der Uni Warwick (GB) und an der Zeppelin-Universität in Friedrichs hafen. Die Saläre der Fussballer, Seite 5*